

Ein Professor stiehlt den Managern die Show

Robert Frank überrascht auf dem „St. Gallen Symposium“ mit ungewöhnlichen Thesen

du. ST. GALLEN, 3. Juni. Wer in St. Gallen zu Fuß die Hochschule erreichen will, muss von der Innenstadt aus einen beschwerlichen Anstieg auf sich nehmen. Anspruchsvoll war auch das Thema, das die Studenten für ihr 37. „St. Gallen Symposium“ gewählt hatten: „Die Macht der natürlichen Ressourcen“. Das klang weitaus mehr als nach einem abendfüllenden, ja selbst zweieinhalbtagigen Programm wie in diesem Fall. Gern greift man daher auf prominente Redner zurück, wie so oft seit der ersten Veranstaltung im Jahr 1969.

Bekanntlich kommt es nicht nur darauf an, was gesagt wird, sondern wer etwas sagt. Als sich ABB-Chef Fred Kindle über Energieeffizienz und offene Märkte ausließ, hörten viele zu. Immerhin sprach hier der Spitzenvertreter eines Unternehmens, in dem großes Wissen und eine erhebliche Marktmacht zu diesem Thema versammelt sind. Die Gefahr mit „Promis“ besteht allerdings darin, dass die Aufmerksamkeit vorrangig ihnen selbst gilt. In der Sache verkünden sie vielfach Selbstverständlichkeiten auf hohem Niveau. So erschien denn auch Wladimir Kusnetsov vor allem in seiner Funktion als Statthalter des geheimnisumwitterten Oligarchen Viktor Vekselberg interessant. Der Vortrag selbst – eine Art Grundkurs zur Bedeutung Russlands in der Weltwirtschaft, angereichert durch den Hinweis auf die Popularität von Präsident Putin im Gegensatz zu dem amerikanischen Präsidenten George W. Bush – war kaum geeignet, die Temperatur in der Aula der Hochschule ansteigen zu lassen.

Es geht auch anders. „Sechs Monate nach einer normalen Vorlesung macht es meist keinen Unterschied, ob die Studenten sie gehört haben oder nicht. Man muss daher seine zentralen Punkte einfach erläutern und mehrfach wiederholen“, leitete der amerikanische Professor Robert Frank (Cornell University) seinen Vortrag ein. Er traf einen Nerv der vielen Studenten unter den rund 1000 Teilnehmern, die

das internationale Treffen in der Ostschweiz kennzeichnen. Um Franks Hauptthese vorwegzunehmen: Die Spitzenverdiener in Amerika ziehen die Maßstäbe für alle nach oben, obwohl nur sie in den vergangenen Jahren wirklich reicher geworden sind. Die Folge dieser „Ausgaben-Kaskade“ entlang der Einkommensleiter (Frank) ist von Übel, indem die Ungleichheit letztlich den Energieverbrauch erhöht. Dagegen hilft aus der Sicht des Wissenschaftlers nur der Ersatz der Einkommensteuer durch eine mit einem progressiven Tarif ausgestaltete Konsumsteuer. Sie sollte auf den Teil des Einkommens erhoben werden, der nach der jährlichen Sparleistung verbleibt und mithin in den Konsum fließen kann. Damit hatte Frank das Interesse des Auditoriums gewonnen. Seine Kernaussage beruhte auf der Unterscheidung zwischen positionsunabhängigen Gütern wie der Urlaubsdauer und positionsabhängigen Gütern, bei denen der Vergleich zum Nachbarn wichtig ist. Besonders auffällig ist dies bei Autos und Häusern: So habe sich die Grundfläche eines Hauses in Gegenden mit guter Schulbindung in den Vereinigten Staaten zwischen 1980 und 2004 um gut 30 Prozent erhöht – mit entsprechenden Folgen für den Energieverbrauch beim Bau des Hauses und dem Leben darin. Aber Frank schreckte auch vor ganz simplen Beispielen nicht zurück. „In einem armen Land reicht eine Rose, um der Angebeteten seine Liebe zu bezeugen. In einem wohlhabenden Land muss es schon ein Dutzend sein“, behauptete er.

Die Übertragung der Thesen für Industrieländer auf die Entwicklungsländer erschien gewagt. Den Arrivierten im Saal und den Studenten, voran den Organisatoren des Treffens, gefiel aber die Rede. Insgesamt versprühten sie eine Begeisterung, die St. Gallen auffällig von anderen etablierten Veranstaltungen wie dem World Economic Forum in Davos unterscheidet. 23 von ihnen opfern jedes Jahr einen Großteil des Studienjahres für die Vorberei-



tung, unterstützt von einer Stiftung unter der Leitung von Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann und weiteren 200 Studenten während der Tagung. Professoren aus Deutschland waren hingegen Mangelware. Für sie ist die Wissenschaft aber auch meist kein Spaß.